

## Entwicklungsförderung &amp; Gewaltprävention (1):

# Theoretische Fundierung und Konzipierung

## Andreas Beelmann & DFK-Sachverständigenrat

*Entwicklungsorientierte Gewaltprävention geht von der Annahme aus, dass dissoziale Verhaltensprobleme und schwerwiegende Formen von Kriminalität oft eine Entwicklungsgeschichte aufweisen. Zahlreiche Entwicklungsstudien bestätigen, dass aggressive und gewalttätige Verhaltensprobleme im Kindes- und Jugendalter weit verbreitet sind und einem beträchtlichen Risiko der Verfestigung im Entwicklungsverlauf unterliegen, wodurch Gewalt begünstigt wird. Vor allem bei frühzeitigen und schwereren Problemen sind nicht selten dauerhafte Problemkarrieren bis ins Erwachsenenalter zu erwarten. Hier setzt die entwicklungsorientierte Gewaltprävention an.*

Die umfangreiche Ursachenforschung konnte in den letzten Jahren zeigen, dass zahlreiche biologische, psychologische und soziale Faktoren für Probleme von Gewalt und Kriminalität verantwortlich sind. Dementsprechend existieren unterschiedliche Präventionskonzepte. Neben *sozial- und bildungspolitischen* Initiativen (z. B. finanzielle Unterstützung für sozial benachteiligte Familien, umfangreiche Betreuungsangebote wie Ganztagschulen) oder *polizeilichen und juristischen* Präventivkonzepten (z. B. veränderte Waffengesetzgebung, verstärkte Videokontrollen an Kriminalitätsschwerpunkten) sind insbesondere verschiedene *entwicklungsorientierte Präventionsmaßnahmen* vorgeschlagen worden. Sie setzen auf systematische Formen der sozialen Bildung und Erziehung im Kontext von Familie, Schule und Kommune und richten sich an unterschiedliche Zielgruppen (Kinder, Jugendliche, Eltern, Lehrer, sozialer Nahraum, ganze Gemeinden).

Der Ansatz der entwicklungsorientierten Gewaltprävention beruht auf der Feststellung, dass es sich lohnt, eine **gesunde Sozialentwicklung** von Kindern und Jugendlichen zu fördern und sich anbahnende Negativentwicklungen frühzeitig zu unterbrechen.

Bei der Entwicklung, inhaltlichen und methodischen Gestaltung sowie der konkreten Anwendung von wirksamen Präventionsprogrammen bedarf es einer intensiven Auseinandersetzung mit mindestens drei zentralen Fragen:

1. An welche Zielgruppe soll die Maßnahme adressiert sein?
2. Welche Inhalte muss das Präventionskonzept aufweisen bzw. was soll gefördert werden, um Gewalt und Kriminalität zu verhindern?
3. Wie sollen die intendierten Veränderungen erreicht bzw. das Präventionskonzept durchgeführt und umgesetzt werden?

### Zielgruppe: Wer soll gefördert werden?

Für eine systematische und wissenschaftlich fundierte Präventionsstrategie ist es zunächst zwingend erforderlich, dass die **Auswahl der Zielgruppe** auf Basis einer Analyse der tatsächlichen oder potenziellen Gefährdungslage der Zielgruppe begründet erfolgt. Zweitens muss festgelegt werden, welche **konkreten Adressaten und Kontexte** auszuwählen sind, d. h. ob sich das Programm an Kinder/Jugendliche selbst oder an Eltern, Peers, Lehrkräfte oder gar an ganze Gemeinden und unterschiedliche Personengruppen richtet. Daher muss im Vorfeld einer präventiven Maßnahme auch entschieden werden, in welchem sozialen Kontext die Maßnahme (etwa im Rahmen welcher Institutionen) platziert wird, um eine größtmögliche Erfolgswahrscheinlichkeit aufzuweisen.

Ein weiteres Auswahlkriterium betrifft den **Risikostatus der adressierten Kinder und Jugendlichen**. Hier ist

festzulegen, ob und ggf. nach welchen Risikomerkmale die Zielgruppe auszuwählen sind. Dabei sind Argumente, die für und gegen den Einsatz universeller oder gezielter Maßnahmen sprechen, abzuwägen.

Ein wichtiger Aspekt der Zielgruppenauswahl ist zudem das Alter oder besser der **Entwicklungszeitpunkt oder das Timing von Präventionsmaßnahmen** im Entwicklungsverlauf. Prävention sollte möglichst frühzeitig im Entwicklungsverlauf einsetzen. Ein Vorteil eines (altersmäßig) frühen Beginns im Entwicklungsverlauf ist allerdings nur dann zu erwarten, wenn die Programme jeweils entwicklungsangemessen konzipiert sind und inhaltlich mit natürlichen Entwicklungsprozessen korrespondieren. Dementsprechend sollte das Prinzip nicht „früher ist besser“, sondern **„rechtzeitig und entwicklungsangemessen“** lauten. Dabei sollte auch normatives Entwicklungswissen genutzt werden, d. h. die Förderung sollte möglichst dann einsetzen, wenn die Entwicklung entsprechender Fertigkeiten ohnedies zu erwarten ist, um natürliche Potenziale oder sich anbahnende Entwicklungsprozesse zu stärken.

### Inhalte: Was soll gefördert werden?

Präventionsmaßnahmen sollten aus **empirisch geprüften Theorien** zum menschlichen Verhalten und zur menschlichen Entwicklung abgeleitet sein. Diese Theorien müssen sich in kontrollierten empirischen Untersuchungen bewährt haben, um eine möglichst große Erfolgswahrscheinlichkeit zu erreichen. Interventionen, die auf geprüften Theorien beruhen, haben größere Erfolgchancen, weil die grundlegenden Annahmen auf einem festen wissenschaftlichen Fundament beruhen.

Präventionsmaßnahmen sollten sich an allgemeingültigen Prinzipien der menschlichen Entwicklung und Sozialisation orientieren, weil Ent-

wicklungstheorien genau jene Prozesse beschreiben und erklären, die in Interventionsmaßnahmen eingeleitet werden sollen. Ein grundlegendes Modell stellt z. B. die **soziale Lerntheorie** dar. Danach lassen sich soziales Verhalten und auch soziale Verhaltensprobleme (z. B. Kriminalität) aus allgemeinen Prozessen des sozialen Lernens erklären, was wiederum im Umkehrschluss die Möglichkeit eröffnet, diese Prozesse in systematischen Trainingsprogrammen gezielt positiv zu beeinflussen. Ein zweites Beispiel sind neuere **ökologische Entwicklungsmodelle**. Sie postulieren, dass der Wechsel von Entwicklungskontexten (z. B. vom Kindergarten in die Schule) als eine Initialzündung für neue Entwicklungen begriffen werden kann. Aus diesen Annahmen ergibt sich z. B. die Nutzung derartiger ökologischer Übergänge als Phasen erhöhter Ansprechbarkeit für Anregung von außen, wie z. B. durch Präventionsmaßnahmen. Diese Überlegungen deuten an, dass sich allgemeine Lern- und Entwicklungstheorien in besonderer Weise eignen, theoretische Orientierungen für die Prävention von Entwicklungsproblemen bereitzustellen.

Präventionsmaßnahmen gegen Gewalt sollten sich ferner auf einschlägige **Modelle einer gesunden Sozialentwicklung** und auf **ätiologische Modelle von Fehlentwicklungen** beziehen. Zahlreiche Präventionsprogramme orientieren sich aus guten Gründen an **empirisch bestätigten Risikofaktoren der Dissozialitätentwicklung**. Als Risikofaktoren bezeichnet man Merkmale, die die Entwicklung von Verhaltensproblemen begünstigen. Es ist unmittelbar nachzuvollziehen, dass aus dem Wissen zu bestimmten Risikofaktoren Hinweise zur inhaltlichen Gestaltung von Präventionsmaßnahmen abzuleiten sind. Z. B. zeigen Kinder, die soziale Situationen als feindselig wahrnehmen und interpretieren, auch stärker aggressive Verhaltensmuster. Daher ist es sinnvoll, an solchen Defiziten wie feindseligen Interpretationsmustern anzusetzen und adäquate Formen der sozialen Wahrnehmung zu fördern. Zur Ableitung von Präventionsinhalten aus der Risikoforschung finden sich zahlreiche andere Beispiele. Dabei sollten sich Präventionsmaßnahmen natürlich auf Risikofaktoren der Entwicklung beziehen, die sich verändern lassen. Beispielsweise ist das männliche Geschlecht ein lange bekannter Risiko-

Theorie	Zentrale Aussage	Präventionsinhalte
Soziale Informationsverarbeitung	Aufeinanderfolgende Stufen der mentalen Verarbeitung sozialer Situationen und Handlungsplanung haben einen entscheidenden Einfluss auf das gezeigte Verhalten	Systematisches Training der Kinder in Fertigkeiten der sozialen Wahrnehmung, Interpretation sozialer Situationen und nicht-aggressiven Handlungsplanung
Theorie der Zwangsinteraktion	Spezifische Interaktionsmuster zwischen Eltern und Kindern begünstigen die Entwicklung von aggressivem und oppositionellem Verhalten	Training der Eltern in kritischen Erziehungskompetenzen wie nicht-aggressive Grenzsetzung und konsistente Verstärkung positiver Verhaltensweisen

Abbildung 1: Entwicklungstheorien mit Relevanz für die Prävention von Dissozialität

faktor für Gewalkriminalität, der sich allerdings nicht verändern lässt und aus dem sich auch nicht unmittelbar Inhalte für Präventionsprogramme ableiten lassen. Für den Präventionsinhalt liefern uns daher variable Risikofaktoren (z. B. ein geringes Ausmaß an Selbstkontrolle) sinnvollere Hinweise darauf, was konkret zu fördern ist.

Weiterführende Hinweise zur Ableitung von Präventionsinhalten gestatten **spezifische Entwicklungstheorien und komplexere Entstehungsmodelle von Dissozialität**. Damit sind empirisch geprüfte Theorien und Modelle gemeint, die spezifische Entwicklungsprozesse beschreiben und erklären und damit bestimmte Präventionsinhalte nahelegen. Die Tabelle (Abb. 1) beschreibt zwei dieser spezifischen Entwicklungstheorien sowie deren Implikationen für die Förderung und Prävention, einmal die

Theorie der sozialen Informationsverarbeitung, die als Grundlage zahlreicher sozialer Trainingsprogramme dient, sowie die Theorie der Zwangsinteraktion, die das Entstehen problematischer Erziehungsmuster beschreibt und als Grundlage für Elterntrainingsprogramme dient.

**Komplexere Entwicklungsmodelle der Dissozialität** dienen der Beschreibung längerfristiger Entwicklungen und des Zusammenwirkens unterschiedlicher Risikofaktoren im Entwicklungsverlauf. Sie gestatten die Ableitung angemessener Inhalte zu bestimmten Entwicklungszeitpunkten und dienen als ein Art Gesamtmodell der entwicklungsorientierten Kriminalprävention. Die **folgende Grafik** (Abb. 2) zeigt ein Modell, dass aus großangelegten empirischen Längsschnittstudien abgeleitet werden konnte.

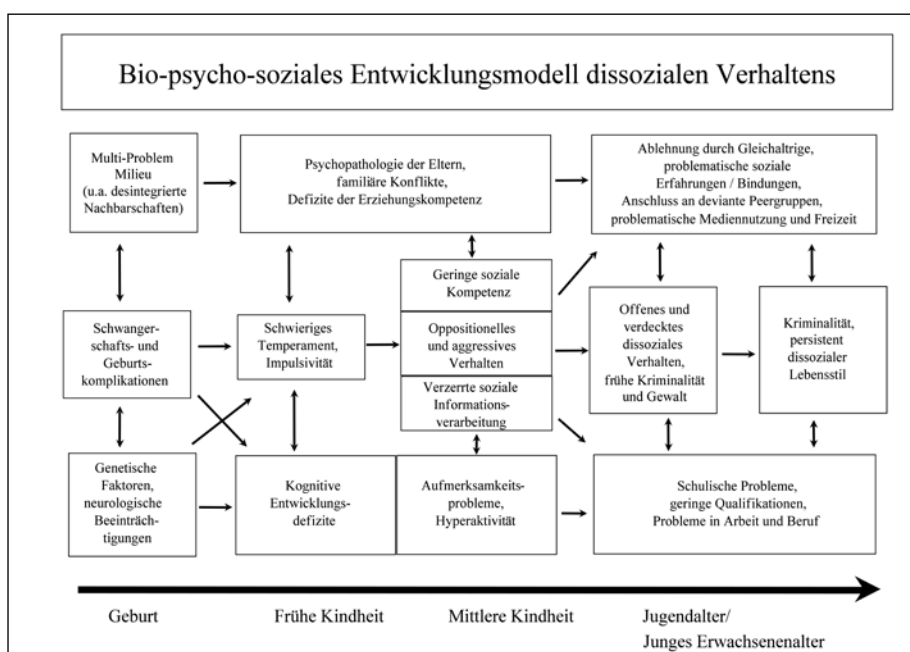


Abbildung 2: Bio-psycho-soziales Entwicklungsmodell dissozialen Verhaltens (modifiziert nach Lösel & Bender 2003, aus: Beelmann & Raabe 2007, S. 111)

Nach diesem **bio-psycho-sozialen Entwicklungsmodell** stellen kumulierte soziale (Multi-Problem-Milieu) und biologische Risiken (genetische Faktoren und neurologische Beeinträchtigungen) den Ausgangspunkt eines dissozialen Entwicklungsverlaufes dar, insbesondere wenn sie Wechselwirkungen bereits in Schwangerschafts- und Geburtskomplikationen entfalten. Eine ungünstige Konstellation führt bereits in der frühen Kindheit zu kognitiven Entwicklungsdefiziten und einem sogenannten „schwierigen“ Temperament, das sich z. B. in unregelmäßigen Schlafphasen oder einer erhöhten Unruhe des Kindes äußert. Sind Eltern z. B. aufgrund eigener Defizite und Belastungen nicht oder nur unzureichend in der Lage, auf ihre „schwierigen“ Kinder adäquat zu reagieren, setzen erste Problemkreisläufe ein, die durch chronische Probleme der Eltern-Kinder-Interaktion gekennzeichnet sind und im weiteren Entwicklungsverlauf Aufmerksamkeitsstörungen und Probleme der Verhaltensentwicklung begünstigen oder verstärken. Gleichzeitig bleiben Möglichkeiten zum Erlernen sozialer Kompetenzen aus, Defizite in der sozialen Informationsverarbeitung entstehen oder verstärken sich. Diese Konstellationen gehen dann beim Übergang in die Schule mit der Ablehnung von Gleichaltrigen, schulischen Leistungsproblemen und – im weiteren Entwicklungsverlauf – mit dem Anschluss an deviante Peergruppen sowie einer problematischen Mediennutzung oder Freizeitgestaltung einher. Dissoziales Problemverhalten wird auf diese Weise verfestigt und zeigt einen negativen Verlauf bis hin zur Kriminalität und einem persistent dissozialen Lebensstil.

Selbstverständlich gibt das Modell nur einen prototypischen Entwicklungsverlauf wieder und bezieht sich auf diejenigen Kinder und Jugendlichen mit einer hohen Wahrscheinlichkeit von dauerhaften Problemen des Sozialverhaltens. Die Mehrzahl der von frühen Risiken betroffenen Kinder ist jedoch nicht zu derartigen Karrieren „verdammte“, weil schützende Entwicklungsprozesse wie etwa die Fürsorge von Eltern oder anderer Betreuungspersonen oder eine gute schulische Ausbildung die Wirkung von Risiken abpuffern können.

**Langfristige Fehlentwicklungen sind jedoch umso wahrscheinlicher,**

- je mehr Risikofaktoren vorliegen und kumulieren,
- je weniger Ressourcen zur Verfügung stehen,
- je früher ein Problemverhalten gezeigt wird,
- je häufiger ein Problemverhalten auftritt,
- je länger ein Problemverhalten bereits gezeigt wurde,
- je vielfältiger das Problemverhalten ist (z. B. Hyperaktivität, Impulsivität, oppositionelles und aggressives Verhalten, Delinquenz und Kriminalität) und
- je verschiedener die Kontexte (Familie, Kindergarten, Schule usw.) sind, in denen das Problemverhalten auftritt.

Für die Prävention sind derartige Befunde deshalb von großer Bedeutung, weil sie zeigen, dass Vorläuferprobleme und Risiken in der Entwicklung bestehen, die eine relativ zuverlässige Beurteilung der Gefährdungslage zulassen und entsprechend präventive Maßnahmen nahelegen.

Eine andere Perspektive der Präventionsforschung liegt in Ansätzen, die **Schutzfaktoren** fördern. Schutzfaktoren sind Einflüsse, die zu einer **Verringerung des Risikos unter Belastung beitragen**. Z. B. tragen hohe Bewältigungskompetenzen bei Kindern aus sozialen Brennpunkten dazu bei, dass diese trotz ungünstiger Umwelt keine Verhaltensprobleme zeigen. Durch die Förderung von Schutzfaktoren wird das Handlungsrepertoire grundlegend erweitert und nicht nur das Risikopotenzial verringert. Entwicklungsförderung auf der Basis von Schutzfaktoren richtet sich auf kritische Grundfertigkeiten, die Kinder und Jugendliche im Laufe ihrer Entwicklung erwerben sollten, sowie auf **förderliche Entwicklungsbedingungen**, die mit positiver Jugendentwicklung einhergehen. So soll sichergestellt werden, dass die Kinder für die Anforderungen der Lebenswelt gerüstet sind und gleichzeitig eine sehr geringe Wahrscheinlichkeit von Entwicklungsproblemen (auch Verhaltensproblemen) aufweisen. Mit diesen Ansätzen korrespondiert eine Grundhaltung, die eher an positiver und gelungener Entwicklung junger Menschen und der Schaffung von Entwicklungsoportunitäten orientiert ist als an der Vermeidung negativer Entwicklungsdynamiken. Daraus er-

gibt sich auch eine neue Perspektive für die Prävention von Verhaltens- und Entwicklungsproblemen, die selbstverständlich auch die Förderung potenzieller Opfer von dissozialen Problemen (z. B. Mobbing-Opfer in der Schule) einschließt.

**Umsetzung: Wie sollen die Maßnahmen durchgeführt werden?**

Im Gegensatz zu den Inhalten von Präventionsprogrammen werden Durchführungsfragen bei der Programmplanung gelegentlich vernachlässigt. Durchführungsbezogene Überlegungen betreffen das *Wie* einer Interventionsmaßnahme. Die neuere Präventionsforschung bestätigt, dass diese Durchführungsbedingungen in der Regel ähnlich bedeutsam für die Wirksamkeit von Präventionsmaßnahmen sind, wie inhaltliche Merkmale der Programme (vgl. dazu Abschnitt 4. Effektivität, Kosten und Nutzen). Zu den wichtigen Durchführungsmerkmalen gehören:

- **Optimale Intensität von Präventionsprogrammen:** Zur Frage der optimalen Intensität liegen bislang nur wenige empirische Erkenntnisse vor, obwohl die Intensität oder der Umfang der Programme mit wichtigen anderen Aspekten (u. a. mit den benötigten Ressourcen) zusammenhängt. Speziell bei massiven Risikokonstellationen in der Entwicklung wird es mit umgrenzten Programmen oder allgemein kurzen Maßnahmen kaum möglich sein, langfristige Effekte zu erzielen. Unter solchen Umständen sind meistens größere Anstrengungen oder aufeinander aufbauende Präventionsmaßnahmen nötig.
- **Angewandte Interventionsmethoden:** Ein wichtiger Durchführungsaspekt betrifft die angewandte Interventionsmethodik, d. h. die methodische Umsetzung der Inhalte des Präventionsprogramms, wie z. B. in Form von Rollenspielen, Gruppendiskussionen, hypothetischen Konfliktszenarien, Verhaltensübungen etc. In der Präventionsforschung haben sich vor allem interaktive Methoden unter aktiver Mitwirkung der Adressaten im Vergleich zur reinen Wissensvermittlung bewährt.
- **Didaktisches Konzept:** Im Hinblick auf das didaktische Vorgehen müssen zahlreiche Aspekte festgelegt

werden, z. B. ob und wie die Programm-Einheiten aufeinander aufbauen, wie das Programm administriert wird (z. B. Frontalunterricht vs. Kleingruppenarbeit), ob die Einheiten selbst einer bestimmten Durchführungsstruktur folgen (z. B. mit Einstiegsphasen, warming-up etc.), welche Materialien vorgesehen sind und verwendet werden sollen, in welchem Setting das Programm stattfindet etc. In der Präventionsforschung sind bislang nicht alle diese Aspekte hinreichend zuverlässig untersucht. Bestätigt hat sich aber die Annahme, dass strukturierte Ansätze (z. B. mit detaillierten Trainingsmanualen) eher offenen Formen der Präventionsarbeit vorzuziehen sind. Dabei kommt es zugleich darauf an, dass ein Programm möglichst gut den individuellen Einsatzgebieten und Problemlagen angepasst werden kann.

- **Festlegung des Administrators:** Bei der Bestimmung der Administratoren müssen die für die Durchführung notwendigen Qualifikationsmerkmale berücksichtigt werden. Die bisherige Forschung zeigt hier, dass es von großem Vorteil ist, wenn die Anwender intensiv auf die Programm-Durchführung vorbereitet werden. Dies schließt auch eine Einführung in die theoretischen und entwicklungsbezogenen Grundlagen ein.
- **Aktivierung der Zielgruppe:** Dies ist bei Präventionsmaßnahmen nicht selten ein großes Problem, weil typischerweise zunächst eine gewisse Problemsensibilisierung erreicht werden muss. Darüber hinaus bestehen insbesondere bei Risikogruppen oftmals psychologische Barrieren, die einer Teilnahme an Maßnahmen im Wege stehen (keine Gefährdungseinsicht, Vorbehalte gegen Programme, fehlende Einstiegsvoraussetzungen etc.). Aus diesen Gründen muss der Kontaktierung und Motivierung der Zielgruppe höchste Aufmerksamkeit geschenkt werden.
- **Notwendige Rahmenbedingungen:** Der Kontext der Programm-Durchführung muss z. B. im Hinblick auf die notwendigen personellen Ressourcen, die Umsetzung des Programms in institutionellen Kontexten (Schule), die notwendigen Materialien und Logistik etc. spezifiziert werden. Derartige Bedingungen haben vor allem mit dem Transfer und einer erfolgreichen späteren

Implementierung zu tun.

Die Intensität, die angewandte Methodik und Didaktik sowie alle Durchführungsoptionen von Präventionsmaßnahmen müssen dem jeweiligen Entwicklungsstand der Zielgruppen entsprechen. Entwicklungspsychologisches Wissen und Theorien liefern zudem wichtige Durchführungshinweise, die in Prävention realisiert werden sollten. So haben Entwicklungspsychologen wie Vygotsky deutlich gemacht, dass menschliche Entwicklung an die Interaktion mit solchen kompetenten Interaktionspartnern gebunden ist, die sich in der „Zone der nächsten Entwicklung“ befinden. Dieser Status bezeichnet eine Entwicklungsstufe, die als nächstes vom Kind oder Jugendlichen erreicht werden kann. Entwicklungsförderung ist dann besonders effektiv, wenn der soziale Interaktionspartner (z. B. der Administrator einer Präventionsmaßnahme) auf der nächst höheren Entwicklungsstufe mit dem Kind/dem Jugendlichen interagiert. Dieses Prinzip kann als heuristische Grundhaltung für die gesamte Entwicklungsförderung und Prävention dienen. Wichtige Indikatoren, ob entwicklungsangemessen im Sinne dieses Konzepts gearbeitet wird, bieten Analysen der Qualität der Umsetzung, z. B. in Form von Angaben zur Motivation und Mitarbeit der Zielgruppe. Sofern diese Indikatoren günstig ausfallen, kann davon ausgegangen werden, dass die Durchführungsmodalitäten des Programms mit dem Entwicklungsniveau der Klientel korrespondieren, d. h. die Übungen entsprechend der vorhandenen Ressourcen und dem Lernstil der Zielgruppe konstruiert und durchgeführt wurden.

## Strategien: Ausprägungen nach Inhalts- und Durchführungsqualität

Die konkrete Entwicklung und Konzipierung von Präventionsmaßnahmen muss zwischen der Qualität der Inhaltsaspekte (dem WAS einer Maßnahme) und der Durchführungs-

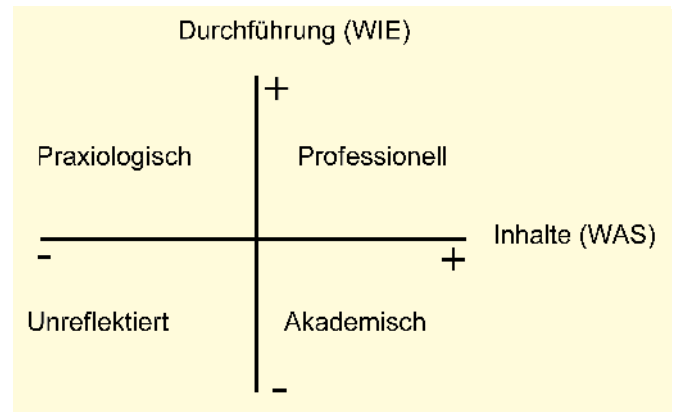


Abbildung 3: Präventionsstrategien nach Art ihrer Fundierung.  
+ = wissenschaftlich oder praktisch ausreichend fundiert  
- = wissenschaftlich oder praktisch nicht fundiert

konzept (dem WIE einer Maßnahme) unterscheiden. Die Grafik (Abb. 3) veranschaulicht unterschiedliche Präventionsstrategien nach dem Grad der rationalen Planung im Inhalts- und Durchführungsaspekt.

Wenn Präventionsmaßnahmen zwar ein ansprechendes Durchführungskonzept haben, die Inhalte sich aber in nicht ausreichendem Maße auf die Ursachenforschung beziehen, dann kann man die Strategie als „*praxiologisch*“ bezeichnen. Viele Praktiker arbeiten sehr engagiert und pädagogisch professionell, sind aber oftmals nicht sehr gut darüber informiert, was bei Kindern und Jugendlichen gefördert werden sollte, um Problemen von Aggression und Kriminalität wirksam vorzubeugen. Auf der anderen Seite investieren Programm-Autoren häufig sehr viel Zeit in Überlegungen zu den Inhalten von Programmen. Wie sie aber durchgeführt werden sollen, bleibt häufig merkwürdig unspezifisch oder wird allein aus Plausibilitätsüberlegungen abgeleitet. Deshalb kann diese Strategie als „*akademisch*“ bezeichnet werden. Haben schließlich Präventionsstrategien tatsächlich in beiden Dimensionen konzeptionelle Probleme, können wir nicht erwarten, dass sie etwas Nennenswertes bewirken können. Um von einem „*professionellen Konzept*“ mit hoher Erfolgswahrscheinlichkeit sprechen zu können, sollten danach sowohl das inhaltliche Konzept als auch das Durchführungskonzept von Präventionsmaßnahmen wissenschaftlich und praktisch gut fundiert sein.

Der Artikel ist ein Auszug aus dem Leitfaden „Entwicklungsförderung & Gewaltprävention für junge Menschen“, Kapitel 4, im April 2013 beim DFK in Bonn erschienen, Bestellung: dfk@bmi.bund.de